

GERHARD R. KAISER  
STEFAN MATUSCHEK  
Herausgeber

# Begründungen und Funktionen des Kanons

Beiträge aus der Literatur-  
und Kunstwissenschaft,  
Philosophie  
und Theologie

Universitätsverlag  
C. WINTER  
Heidelberg

# Kunst- oder Kulturwissenschaft? Zum Kanonproblem der germanistischen Mediävistik

JENS HAUSTEIN

Als 1834 Wilhelm Grimms *Freidank*-Ausgabe erschien<sup>1</sup>, gingen Bewunderung angesichts einer philologischen Glanzleistung und Verwunderung auf Grund einer verblüffenden, am Ende der Einleitung (S. CXXIII-CXXX) ausgeführten These Hand in Hand. Dort versucht Wilhelm Grimm nämlich plausibel zu machen, daß *Freidank*, ein für uns biographisch kaum greifbarer Autor von zumeist vierversigen Sprüchen, die in ihrem Grundbestand im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts verfaßt und in einer breiten und inhomogenen Überlieferung bis ins Spätmittelalter hinein vielfach verändert und vermehrt wurden<sup>2</sup>, daß dieser *Freidank* mit *Walther von der Vogelweide* identisch sei. Abgesehen von *Wilhelm Wackernagel*<sup>3</sup> ist niemand Grimm in dieser Annahme, an der er lebenslang festgehalten hat, gefolgt; im Gegenteil, er hat großen Widerspruch geerntet, von *Gervinus* und *Franz Pfeiffer* vor allem. Aber auch *Karl Lachmann* und *Jacob Grimm* haben ihm zu seinem Schmerz nicht beipflichten wollen.<sup>4</sup>

Aus den Argumenten *Wilhelms* seien nur die wichtigsten herausgehoben: Sein zentraler Punkt der Beweisführung ist die umfängliche Zahl von Übereinstimmungen zwischen *Walthers* und *Freidanks* Sprüchen, und zwar Übereinstimmungen nicht nur in unschwer übernehmbaren Motiven, Bildern und Argumenten, sondern vor allem auch in sprachlich unscheinbaren Wendungen, grammatischen Formen und im Vokabular. Das Argument *Lachmanns* vorwegnehmend, daß diese durchaus richtige Beobachtung doch nicht dazu zwingt, "auf Einen Dichter zu schließen"<sup>5</sup>, insistiert *Grimm* auf

<sup>1</sup> Wilhelm Grimm, *Freidanks bescheidenheit*, Göttingen 1834, <sup>2</sup>1860.

<sup>2</sup> Friedrich Neumann, [Art.] *Freidank*, in: <sup>2</sup>VL 2, Sp. 897-903.

<sup>3</sup> Wilhelm Wackernagel, *Geschichte der deutschen Literatur [...]*, Basel <sup>2</sup>1879, v. a. S. 357-360.

<sup>4</sup> Vgl. v. a. Wilhelm Grimm, *Über Freidank* (1849/1850), in: *Kleinere Schriften*, Bd. 4, hg. von *Gustav Hinrichs*, Gütersloh 1887, S. 5-92; *Über Freidank. Nachtrag* (1851), ebd., S. 93-97; *Über Freidank. Zweiter Nachtrag* (1855), ebd., S. 98-116 (S. 98 die Nachweise zur ablehnenden Haltung *Jacobs*); *Nochmals über Freidank* (1859), ebd., S. 119-124. – Zu *Grimms Freidank-Vorlesung* vgl. *Arnold M. Klein/Ralph Arndt*, *Wilhelm Grimms Manuskript zur Einleitung seines Freidank-Kollegs*, in: *Brüder Grimm Gedenken 5* (1985), S. 94-125.

<sup>5</sup> Briefwechsel der Brüder *Jacob* und *Wilhelm Grimm* mit *Karl Lachmann*, hg. von *Albert Leitzmann*. Mit einer Einleitung von *Konrad Burdach*, 2 Bde., Jena 1927, S. 879

der Exklusivität dieser Parallelen für die Literatur des 13. Jahrhunderts. Aber Parallelen seien auch in der poetischen Anlage und Durchführung beider Werke zu finden: Beiden eigne ein "unbefangener [...] Geist" (CXVII), eine frische Natürlichkeit (CXVIII), hier wie dort sei dieselbe "besondere Gemüthsstimmung"<sup>6</sup> zu beobachten. Auch sei der Werk-Begriff auf Freidanks Spruchsammlung sinnvoll anzuwenden, habe doch die Analyse der Überlieferung gezeigt, daß das in der Ordnung der Ausgabe Mitgeteilte auf Freidank zurückgehe und deshalb "ungestört [...] als ein für sich bestehendes Ganzes in seinem unabhängigen Wert" überschaut zu werden verdiene (CXI f.). Man hat in unseren Tagen - sicher zu Recht - Grimms These "eine liebenswürdig-wunderliche Annahme"<sup>7</sup> genannt. Und doch wird man wohl fragen dürfen, ob in ihr nicht etwas Allgemeines zum Ausdruck kommt. Grimm insistiert zum einen auf dem Werkcharakter, also auf literarischer Homogenität, dann auf der Originalität, der Wahrheit und dem Geist, der in dieser Dichtung aufscheine, also auf literarischer Qualität. Was fehlt, ist der Autor, der im Pseudonym Freidank nur ungenügend greifbar ist und in Walther von der Vogelweide gefunden wird.<sup>8</sup>

Autor und Werk, verbunden durch literarische Qualität, im Vokabular des 19. Jahrhunderts: durch Anschaulichkeit und Originalität, bedarf es aber, weil nur sie die philologische Anstrengung rechtfertigen. Denn zum Ausgliederungsprozeß der deutschen aus der klassischen Philologie konnte es nur auf der Grundlage der Überzeugung kommen, daß auch aus dem deutschen Mittelalter bedeutende literarische Werke erhalten sind, Werke, auf die diejenigen philologischen Mittel Anwendung finden konnten, die ansonsten den antiken Werken vorbehalten waren. Autor und Werk mußten bedeutend sein, andernfalls verdienten sie den Philologen und seine Anstrengung nicht. In der Nachrede seiner 1841 erschienenen Ausgabe des von ihm wenig geschätzten Ulrich von Lichtenstein gibt Lachmann denn auch freimütig zu, daß im Text wohl "hie und da ein Fehler stehn geblieben" sein könne, "wie man denn bei einem werke des zweiten und dritten ranges leicht versucht wird seine kräfte zu sparen"<sup>9</sup>.

In dieser Situation der frühen Geschichte des Faches, im Augenblick seiner Profilierung und Institutionalisierung war eine Hierarchisierung literarischer Werke mit Blick auf ihre Qualität oder eben eine Kanonbildung

6 (19.11.1834).

7 Kleinere Schriften, Bd. 4 (wie Anm. 4), S. 40.

8 Neumann (wie Anm. 2), Sp. 898.

9 Vgl. dazu auch Klaus Grubmüller, Freidank, in: Jahrbuch der Brüder Grimm-Gesellschaft 3 (1993), S. 29-40.

Zitat nach Karl Stackmann, Die Klassische Philologie und die Anfänge der Germanistik (1979), in: K. S., Mittelalterliche Texte als Aufgabe. Kleine Schriften I, hg. von Jens Haustein, Göttingen 1997, S. 362-380; S. 368.

unabdingbar. Über sie war im 19. Jahrhundert unausgesprochen und über alle Parteiungen hinweg Einigung zu erzielen: Als literarisch bedeutend (und damit jeder philologischen Anstrengung würdig) galten die Werke Wolframs von Eschenbach, Gottfrieds von Straßburg, Hartmanns von Aue, Heinrichs von Veldeke, Walthers von der Vogelweide, Reinmars, Morungens, das *Nibelungenlied*, am Rande die *Kudrun*, aus dem 13. und 14. Jahrhundert die deutsche Mystik, aus dem Spätmittelalter der *Ackermann* des Johannes von Tepl und die Lieder Oswalds von Wolkenstein; in zweiter und dritter Linie dann die Lyriker und Epiker des 13. Jahrhunderts, allen voran Konrad von Würzburg, Rudolf von Ems und der Stricker. Diese Einigung, dieser Kanon des 19. Jahrhunderts, dürfte unter Berücksichtigung individueller oder zeittypischer Vorlieben bis heute gelten und zwar im Wissenschaftsbetrieb, im schulischen Unterricht (insoweit dort mittelalterliche Literatur behandelt wird) sowie im allgemeinen kulturellen Gedächtnis.<sup>10</sup> Dieser Kanon des 19. und 20. Jahrhunderts ist nun weitgehend mit dem, was man den 'inneren' Kanon nennen könnte<sup>11</sup>, identisch: Gottfried von Straßburg nennt in seiner Dichterschau (vv. 4619ff.) Hartmann von Aue und - wenn auch nur als 'Negativbeispiel' - Wolfram von Eschenbach, dann Heinrich von Veldeke, Reinmar und Walther; Heinrich von dem Türlin hebt in der *Crône* (vv. 2348ff.) das Schaffen Hartmanns, Reinmars und Friedrichs von Hausen hervor; Rudolf von Ems lobt im *Alexander* (vv. 3105ff.) und im *Willehalm von Orlens* (vv. 2165ff.) Heinrich von Veldeke, Hartmann, Wolfram, Gottfried, Freidank (!), den Stricker u. a.; Hugo von Trimberg im *Renner* (vv. 1179ff.) schließlich Morungen, Neifen, Walther, Reinmar, Konrad von Würzburg. Also immer wieder dieselben Namen.<sup>12</sup> Schriebe man eine Geschichte der mittelalterlichen deutschen Literatur als eine Geschichte markierter intertextueller Bezüge, käme ein ganz ähnlicher Befund heraus. Etwas zugespitzt ließe sich also wohl sagen: Der 'innere' Kanon der Literatur des 13. Jahrhunderts ist weitgehend mit dem des 19. und frühen 20. Jahrhunderts identisch. Er ist auf die überschaubare Zahl literarisch ambitionierter Werke konzentriert.

<sup>10</sup> Insofern ist es bezeichnend, aber nicht grundlos, daß die Frage eines germanistisch-medievalistischen Kanonproblems in dem von Renate von Heydebrand herausgegebenen Sammelband (Kanon Macht Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildung, Stuttgart/Weimar 1998 [Germanistische Symposien - Berichtsbände 19]) gar nicht zur Rede steht.

<sup>11</sup> Siehe oben S. 140.

<sup>12</sup> Ich unterschlage hier notgedrungen mögliche Differenzierungen; zu diesen s. etwa Claudia Brinker-von der Heyde, Autorität dank Autoritäten: Literaturexkurse und Dichterkataloge als Mittel zur Selbststilisierung, in: Jürgen Fohrmann, Ingrid Kasten, Eva Neuland (Hg.), Autorität der/in Sprache, Literatur, Neuen Medien [...], Bd. 2, Bielefeld 1999, S. 442-464; außerdem Walter Haug, Klassikerkataloge und Kanonisierungseffekte, in: W. H., Brechungen auf dem Weg zur Individualität. Kleine Schriften zur Literatur des Mittelalters, Tübingen 1995, S. 45-56.

Freilich ist diese Auffassung, auch wenn sie grundsätzlich gesehen zutreffen mag, im einzelnen zu differenzieren. Denn schon die Anfänge des Faches waren weniger eindeutig, als man vielleicht nach dem bislang Gesagten vermuten könnte. Das Fach hat bekanntlich auch andere als philologische Ursprünge. Es hat einen Dioskuren-Mythos, den neben dem klassischen Philologen Karl Lachmann der Jurist Jacob Grimm repräsentiert. 1851 hat Jacob Grimm vor der Berliner Akademie eine Gedenkrede auf Lachmann gehalten, 1860 eine auf den Bruder Wilhelm. Beide Reden beeindruckten durch eine gewisse Schonungslosigkeit, mit der das Wirken beider, des Freundes und des Bruders, charakterisiert wird und mit der auch jeweils die Unterschiede im Umgang mit den literarischen Zeugnissen des Mittelalters zwischen demjenigen, über den gesprochen wird, und demjenigen, der spricht, aufs deutlichste herausgehoben werden. Ich gehe nur jeweils auf einen Punkt aus beiden Reden kurz ein. Lachmann hatte, indem er die Epentheorie des klassischen Philologen Friedrich August Wolf auf das *Nibelungenlied* anwendete, das Überlieferte radikal auf das seiner Meinung nach Ursprüngliche reduziert.<sup>13</sup> Im Grunde hätte diese Vorgehensweise, da mit ihr doch der Versuch unternommen ist, die Zeugnisse der Volkspoesie zu 'läutern' und von jüngeren Zusätzen zu reinigen, Jacob Grimms Zustimmung erfahren müssen. Das Gegenteil ist aber der Fall. Er kritisiert Lachmanns *Nibelungenlied*-Ausgabe unter allen seinen Ausgaben am heftigsten mit dem Argument, daß die in ihr angewendete Kritik die Volkspoesie zum einen vollkommener mache, als sie war, zum andern aber sie dezimiere: "diese Kritik ist immer raubend und tilgend, nicht verleihend".<sup>14</sup> Dieser Gegensatz zwischen dem Philologen, der alles sammelt, was alt ist, und demjenigen, der als Textkritiker korrigiert, ordnet und alles vermeintlich Unechte ausscheidet, kehrt in der Rede auf Wilhelm wieder, zwar in abgemilderter, jedoch in einer den Bruder, dadurch, daß er an die Seite Lachmanns gestellt wird, abrückenden Form. Aber dieser Gegensatz ist für Jacob Grimm kein zufälliger und individueller, sondern ein prinzipieller. "Sollte", so heißt es die Charakterisierung des Bruders abschließend, "nicht was sich hier beispielsweise an einem brüderpaar erzeugt, höhere anwendung auf den betrieb der wissenschaften insgemein leiden?"<sup>15</sup>. Man hat

<sup>13</sup> Vgl. H. Sparnaay, Karl Lachmann als Germanist, Bern 1948, S. 43-77. Lachmanns Abhandlung "Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth" war 1816 erschienen, 1840 seine Edition "Zwanzig alte Lieder von den Nibelungen".

<sup>14</sup> Jacob Grimm, Rede auf Lachmann (1851), in: J. G., Kleinere Schriften, Bd. 1, Berlin 1864, S. 145-162; Zitat S. 156.

<sup>15</sup> Jacob Grimm, Rede auf Wilhelm Grimm (1860), in: ebd., S. 163-177; Zitat S. 175. Zu diesem Zitat und seinen geschichtlichen wie aktuellen Implikationen jetzt auch Karl Stackmann, Die Germanisten und die Brüder Grimm, in: Die Brüder Grimm und die Geisteswissenschaften heute, hg. von Bernhard Lauer, Kassel 1999 (Schriften der Brüder Grimm-Gesellschaft 30), S. 63-91.

diesen von Grimm auch anderwärts betonten Gegensatz in der Wissenschaftsgeschichte unter dem Begriffspaar Kunst- und Naturpoesie verrechnet und so Jacob Grimm zum Erben der Romantik, Lachmann zum Erben der Aufklärung machen wollen (so Konrad Burdach und Arthur Hübner)<sup>16</sup>, oder neuerdings ihn als Selbstbild Jacob Grimms interpretiert, in dem er als Vertreter einer ewig nach Positivität und Leben hungernden, wilden Philologie erscheint und Lachmann sowie Wilhelm Grimm als domestizierte Philologen, deren Streben nach ästhetischen Totalitäten sie vom Leben entferne.<sup>17</sup> Ob dies nun angemessen ist oder nicht, interessiert mich im Zusammenhang des Themas unserer Ringvorlesung weniger als die Überlegung, ob hier nicht etwa historisch und personell gesehen ein Problem aufscheint, das es gegenwärtig systematisch mit Blick auf Sinn und Form eines Kanons und die Frage seiner Stellung in der fachwissenschaftlichen Aufmerksamkeit zu erörtern gilt. Dies sei aber für einen Augenblick noch fachgeschichtlich behandelt und gefragt, wie das Nebeneinander eines eher philologisch verstandenen, auf die Literatur im engeren Sinne konzentrierten und eines eher kulturgeschichtlichen, die Summe der Zeugnisse deutscher Sprache und Literatur in den Blick nehmenden Fachverständnisses sich entwickelt und organisiert hat.

Die preußische Akademie bekam im Jahr 1900 zu ihrem 200. Geburtstag vom Kaiser drei neue Stellen geschenkt, die vorzugsweise für deutsche Sprachwissenschaft verwendet werden sollten. Der greise Grimm-Schüler Karl Weinhold entwarf in diesem Zusammenhang eine Denkschrift, in der der Akademie geraten wird, den Begriff der deutschen Sprache in dem weiten Umfange zu nehmen, den ihr Jacob Grimm gegeben habe, "wonach sie die Wissenschaft vom deutschen Leben ist und die Aufgabe hat, die Lebensäußerungen unseres Volksgeistes in Sprache, Literatur, in Glauben, Recht und Sitte zu erforschen und darzustellen"<sup>18</sup>. 1902 trat Konrad Burdach in die Akademie ein, Anfang 1903 dann Gustav Roethe. Es ist jetzt hier nicht der Ort darzustellen, wie beide die einzelnen Vorschläge der Weinholdschen Denkschrift umgesetzt haben. Ich möchte nur auf eines der Vorhaben etwas näher eingehen, die bis heute bestehende Reihe *Deutsche Texte des Mittelalters*. Deren erster, 1904 erschienener Band, Max Hermann Jellineks Ausgabe des *Friedrich von Schwaben*, ist von Roethe eingeleitet.

<sup>16</sup> Burdach in der Einleitung zum Briefwechsel Grimm-Lachmann, Hübner in seinem Festvortrag in der Preußischen Akademie der Wissenschaften von 1935 (Kleine Schriften zur deutschen Philologie, hg. von Hermann Kunisch und Ulrich Pretzel, Berlin 1940, S. 26-36).

<sup>17</sup> Ulrich Wyss, *Die wilde Philologie. Jacob Grimm und der Historismus*, München 1979, S. 282 u. ö.

<sup>18</sup> Dies und die weiteren Zusammenhänge nach Arthur Hübner, *Gustav Roethe als wissenschaftlicher Organisator* (1937), in: *Kleine Schriften* (wie Anm. 16), S. 52-64, spez. S. 54.

Dort heißt es, daß der Wissenschaft inzwischen zwar die großen Werke des Mittelalters, v. a. die der 'Blütezeit', in zuverlässigen, kritischen Ausgaben zur Verfügung stünden, daß es aber nicht möglich sei, sich mit Hilfe des bislang Gedruckten "einen leidlichen Überblick über die Fülle des geistigen und sprachlichen Lebens" zu verschaffen, "das sich während des 14. und 15. Jahrhunderts in der deutschen Literatur abspielt". Und weiter:

Gerade Jahrhunderte, die so viel reicher sind an gärenden Tendenzen, an keimenden Ideen, drängenden Bildungsbedürfnissen, als an bedeutenden Schöpfungen, in denen sich das dumpfe Wollen zur klaren Gestalt durchringt, gerade solche Jahrhunderte bedürfen, um wissenschaftlich erfaßt zu werden, einer besonders umfassenden Kenntnis der allgemeinen Bildungs- und Sprachzustände, die nur auf breiter Basis zu gewinnen ist (S. V).

Um möglichst rasch möglichst viele Texte zur Verfügung stellen zu können, sollen sie in der neubegründeten Textreihe nicht kritisch behandelt werden, sondern soll nur jeweils eine, eine möglichst gute und alte Handschrift zugrundegelegt werden. Dies soll aber nicht nur aus arbeitsökonomischen Gründen geschehen; denn Handschriftenabdrucke haben auch ihren Wert in sich,

insofern sie annähernd die Gestalt veranschaulichen, in der die Werke des Mittelalters wirklich gelesen worden sind. Für die Entwicklung der Sprache wie für das innere literarische Leben, zumal auch für die Geschichte des Publikums und seines Geschmacks hat das seine besondere Bedeutung; der Handschriftenabdruck leistet da Dienste, die durch kritische Ausgaben nie ersetzt werden können (S. VI).

- Soweit Roethe.

Eines der zentralen Theoreme der germanistischen Wissenschaftsgeschichte<sup>19</sup> besagt, daß der Institutionalisierungsprozeß des 19. Jahrhunderts im Grunde ein Philologisierungsprozeß gewesen sei; daß sich die perhorreszierte Berliner Schule unter Ausschluß des weiten, kulturgeschichtlichen Fachbegriffs Jacob Grimms auf den verengten Lachmanns eingeschworen habe. Richtiger aber wäre wohl zu sagen, daß die kulturgeschichtlich ausgerichteten Aufgaben stets latent als Aufgaben des Faches bewußt gehalten wurden und im Augenblick einer Ausweitung des fachlichen Interesses auf das Spätmittelalter, aber auch des möglichen Ausgriffs auf Ressourcen, neu-deutsch: Drittmittel also, in den Vordergrund rückten. Das Wirken Roethes und Burdachs im Rahmen der Berliner Akademie steht dafür in beispielhafter Weise. - Ich gehe jetzt zu einem weiteren, für meinen Zusammenhang

<sup>19</sup> Vgl. etwa Rainer Kolk, Liebhaber, Gelehrte, Experten. Das Sozialsystem der Germanistik bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, in: Jürgen Fohrmann und Wilhelm Voßkamp (Hg.), Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert, Stuttgart/Weimar 1994, S. 48-114, v. a. S. 64ff.

wichtigen Zeitabschnitt über.

Zu den oft festgestellten, analysierten und kritisierten Entwicklungen innerhalb der neueren deutschen Literaturwissenschaft gehört bekanntlich die Wende hin zur sogenannten werkimmanenten Methode nach dem Zweiten Weltkrieg. Diese Entwicklung hat die Altgermanistik nicht mitgemacht, im Gegenteil. Gerade in der Nachkriegszeit verschob sich das Fachinteresse nachdrücklich und folgenreich, auch in ausgesprochener Abwehr gegen die Geistesgeschichte der zwanziger Jahre, von den Texten des Kanons auf Sachliteratur im weitesten Sinne des Wortes. Der Literaturbegriff der Altgermanistik wurde ein 'erweiterter' Literaturbegriff. Die überlieferungsgeschichtliche und die bedeutungsgeschichtliche Forschung wurden zwar nicht eigentlich geboren, aber doch nun erst methodisch begründet, erstere in Kurt Ruhs 1956 erschienenem Buch *Bonaventura deutsch*, letztere mit Friedrich Ohlys Kieler Antrittsvorlesung *Vom geistigen Sinn des Wortes im Mittelalter* aus dem Wintersemester 1957/58.<sup>20</sup> In beider Konzepten, die sehr rasch auch forschungsinstitutionell in Sonderforschungsbereichen<sup>21</sup> verankert wurden, ging es nun nicht darum, die bekannten Methoden auf mehr oder weniger unbekannte Texte anzuwenden, sondern darum, vollkommen neue Konzepte für 'neue' Gegenstände zu entwickeln. Im überlieferungsgeschichtlichen Ansatz steht deshalb auch nicht die Interpretation eines Textes mit Blick auf seine literarische Kohärenz oder seine literarhistorische Einordnung im Vordergrund, sondern sein Gebrauch in sozialer, zeitlicher und geographischer Hinsicht. Dabei bilden weniger Recherchen an der einzelnen Handschrift und ihren äußeren Merkmalen das Zentrum des Interesses als solche am Text im historischen Wandel. Es liegt auf der Hand, daß sich eine solche Methode am nutzbringendsten auf Texte anwenden läßt, die eine sehr lange, breite und variationsreiche Überlieferungs- und Wirkungsgeschichte haben.<sup>22</sup> Diese ist dann in überlieferungsgeschichtlichen Studien, Überlieferungsrepertorien und überlieferungsorientierten

<sup>20</sup> Siehe hierzu insgesamt den Band: *Das Mittelalter und die Germanisten. Zur neueren Methodengeschichte der Germanischen Philologie*, Freiburger Colloquium 1997, hg. von Eckart Conrad Lutz, Freiburg/Schweiz 1998 (Scrinium Friburgense 11). Daraus v. a.: Burghart Wachinger, Hugo Kuhn und die Münchener Akademiekommission für Deutsche Literatur des Mittelalters (S. 33-48); Volker Mertens, *Strukturen - Texte - Textgeschichte. Zum wissenschaftlichen Werk von Kurt Ruh* (S. 49-62); Christel Meier, *Zwischen historischer Semiotik und philologischer Komparatistik. Friedrich Ohlys Werk und Wirkung* (S. 63-91).

<sup>21</sup> Zum Münsteraner SFB 7 "Mittelalterforschung (Bild, Bedeutung, Sachen, Wörter und Personen)" und seinen Folgeprojekten s. Hagen Keller, *Interdisziplinäre Mediävistik: ein Erfahrungsbericht*. In: *Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung* H. 4 (1999), S. 83-91.

<sup>22</sup> Georg Steer, *Gebrauchsfunktionale Text- und Überlieferungsanalyse*, in: *Überlieferungsgeschichtliche Prosaforschung, Beiträge der Würzburger Forschergruppe zur Methode und Auswertung*, hg. von Kurt Ruh, Tübingen 1985 (Texte und Textgeschichte 19), S. 5-36, v. a. S. 11ff.



Textausgaben zu dokumentieren. In der Würzburger Forschergruppe für deutsche Prosa des Mittelalters hat man sich deshalb Legendaren, Vokabularien, Chroniken und der Rechtsliteratur zugewendet. Aber auch Friedrich Ohlys Grundannahme vom geistigen Sinn des Wortes, ja aller Dinge, die durchaus mittelaltergemäße Idee also von der Welt als Buch machte eine Öffnung des Blickes auf Texte möglich und nötig, die außerhalb des traditionellen Kanons stehen.

Die Energie, mit der die Forschungsaktivitäten der letzten Dezennien auf die Analyse und Edition von Sachliteratur konzentriert wurden, hat zu der vielleicht im Blick von außen auf das Fach verwunderlichen Situation geführt, daß wir Bruder Bertholds *Rechtssumme*, eine ab 1400 überlieferte, rasch v. a. in Süddeutschland verbreitete und rund 700 alphabetisch geordnete Artikel umfassende Sammlung von Rechtssätzen<sup>23</sup>, oder auch eine Reihe von Legendaren (v. a. die Elsässische *Legenda aurea*<sup>24</sup>) in hoch reflektierten, synchron und diachron geordneten Editionen zur Verfügung haben, während diese Situation für Wolframs *Parzival* oder Hartmanns *Iwein*, beide Werke sind uns in frühen Doppelfassungen des 13. Jahrhunderts überliefert<sup>25</sup>, keineswegs gegeben ist. - Diese Entwicklung hin zu einem 'erweiterten Literaturbegriff' ist in mehreren Abhandlungen Hugo Kuhns methodisch begleitet und fundiert worden. Im frühen Münchener Akademievortrag von 1968, also rückblickend auf ein schon bald zehnjähriges neues Literaturverständnis, wird diese Wandlung emphatisch begrüßt:

Die germanistische Literaturgeschichte hat sich [...] im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts auf einen Literaturbegriff festgelegt, der trotz aller methodischen Revolutionen vom Positivismus durch die Geistesgeschichte bis zur strukturalistischen Ästhetik von gestern unangefochten blieb. Sie sah ihren Gegenstand vorzüglich in der 'schönen Literatur', im Deutschen hypostasiert zur 'Dichtung', gegründet auf Genie und Originalität als psychologische Wurzeln. Heute wird von vielen Seiten her eingesehen, daß dieser Gegenstandsbegriff zu eng ist historisch angewendet anachronistisch.<sup>26</sup>

<sup>23</sup> Peter Johaneck, [Art.] Bruder Berthold, in: <sup>2</sup>VL 1, Sp. 807-813.

<sup>24</sup> Werner Williams-Krapp, [Art.] Legendare, in: *Literatur-Lexikon* 7, S. 188-190; ders., *Die deutschen und niederländischen Legendare des Mittelalters. Studien zu ihrer Überlieferungs-, Text- und Wirkungsgeschichte*, Tübingen 1986 (Texte und Textgeschichte 20); *Die Elsässische 'Legenda aurea'*, Bd. 1: *Das Normalcorpus*, hg. von Ulla Williams und Werner Williams-Krapp, Tübingen 1980 (Texte und Textgeschichte 3); Bd. 2: *Das Sondergut*, hg. von Konrad Kunze, Tübingen 1983 (Texte und Textgeschichte 10); Bd. 3: *Die lexikalische Überlieferungsvarianz [...]*, hg. von Ulla Williams, Tübingen 1990 (Texte und Textgeschichte 21).

<sup>25</sup> Joachim Bumke, *Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte der höfischen Epik im 13. Jahrhundert [...]*, in: *ZfdA* 120 (1991), S. 257-304.

<sup>26</sup> Ich zitiere den Nachdruck: Hugo Kuhn, *Aspekte des 13. Jahrhunderts in der deutschen Literatur*, in: H. K., *Entwürfe zu einer Literatursystematik des Spätmittelalters*, Tübingen 1980, S. 1-18, Zitat S. 1.

Die erste Aufgabe der neuen Mediävistik sieht Kuhn darin,

eine Phänomenologie jedes überlieferten Textes zu liefern, d. h. eine differenzierte Beschreibung der Sprache, als kultureller und literarischer Sprachschicht, der Überlieferungsgeschichte und Textgeschichte, als der Struktur mittelalterlicher Texte im Gebrauch [...] (S. 4).

Eine zweite, die Einzelbefunde systematisierende Aufgabe besteht in dem Versuch, prozeßhaft die einzelnen "Phasen, Kulturfunktionen und Literaturtypen zu beschreiben" (S. 5). Dies sei die eigentliche, die "kulturhistorische Aufgabe literarhistorischer Mediävistik" (ebd.). Bei allem Bestreben Kuhns, den Gegenstandsbereich der germanistischen Mediävistik auszuweiten und funktionstypologisch zu differenzieren, ist bei ihm doch auch das Bewußtsein davon erkennbar, daß die kanonischen Texte bei einer nur historischen und funktionalen Betrachtung einer ihrer Dimensionen, nämlich ihrer ästhetischen, beraubt werden. Kuhn sieht hier ein systematisches Problem des Faches:

Von der historischen Tatsachenforschung der Texte, eben der beschreibenden Phänomenologie und der funktional verbindenden Typologie, führt anscheinend nur ein methodischer Sprung zu den Sprachqualitäts-Kriterien und -Urteilen, die seit je Ziel und Halt der Literaturkritik wie der Literaturgeschichte waren (S. 10).

Thesenhaft zuspitzend könnte man wohl sagen, daß dieser Gegensatz einer literaturkritisch-philologischen und einer kulturhistorischen Mediävistik, der dem Fach am Anfang in dem Brüderpaar Jacob und Wilhelm Grimm mitgegeben wurde, bei Kuhn in aller Schärfe als ein im Grunde unaufhebbarer Gegensatz im Fach selbst, in seinen Fragen und in seinem Arbeiten, formuliert ist.

Noch stärker pointierend - und ein von Kuhn in anderem Zusammenhang (S. 8) verwendetes Stichwort aufnehmend -: das Fach ist schizoid. Bekanntlich kann man mit schizoiden Zuständen so lange gut leben, wie sie nicht thematisiert und damit zum Problem werden. Die Altgermanistik der sechziger und siebziger Jahre konnte trotz dem in ihr angesiedelten Problem gut leben, weil sie vom Konsens einer ganzen Generation von Altgermanisten darüber, daß neben der Aufbereitung und Interpretation der zentralen Texte das Fach auch philologisch-kulturgeschichtliche Aufgaben habe, getragen wurde und weil sie erfolgreich war im Blick auf die Einwerbung von Stellen und Geld. Damit war sie wenigstens der universitären Aufmerksamkeit sicher, und dies hat sie über die für sie katastrophalen 68er Jahre hinweg gerettet. Ihre öffentliche Bedeutung hat sie freilich in dieser Zeit fast vollständig verloren.

Aber schizoide Zustände werden in Zeiten des Wandels zum Problem und vor allem dann, wie gesagt, wenn sie thematisiert werden. Dies geschieht momentan. Soll sich auch die Altgermanistik der allgemeinen Tendenz der neueren Philologien zur Annäherung an die Kulturwissenschaften anschließen? So lautet die Frage, mit der ein bislang selbstverständliches Tun nun eigentlich erst zum Problem wird. Provokant zugespitzt – gleichermaßen auf ältere wie neuere Literaturwissenschaft zielend – wurde sie von Wilfried Barner: "Kommt der Literaturwissenschaft ihr Gegenstand abhanden?" – so ist ein Exposé überschrieben, das eine Diskussion im *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* eröffnet hat, eine Diskussion, an der sich so viele Fachvertreter mit Zuschriften beteiligt haben wie noch nie bei vergleichbarer Gelegenheit. Geht man, so schreibt Barner, die Veranstaltungsverzeichnisse germanistischer Institute durch, findet man immer häufiger Titelformulierungen wie: 'Erotische Gewalt und gewalttätige Erotik', 'Polarfahrten', 'Männerbilder', 'Mythos und Geschlechterdiskurs', 'Ritter, Räuber, Kriminelle', aber auch einfach 'Literatur und Katastrophe'.<sup>27</sup> Es geht, so Barner weiter, oft nicht mehr um Erzählperspektive oder dramatische Konflikte, Ich-Dissoziation oder Montagetechnik, sondern darum, daß die genannten Erscheinungen "anhand" literarischer Texte behandelt oder durch sie "illustriert" werden. Literatur ist damit zu einer Quellengattung unter anderen zur Erörterung kulturhistorischer Zusammenhänge geworden. Sie wird so gerade nicht mehr als Medium eines Einzelnen verstanden, seine aus individuellen oder auch kollektiven Lebenszusammenhängen erwachsenen Einsichten in uneigentlicher, symbolischer Rede zu gestalten, sondern – etwas vereinfachend gesagt – als Abbild zwar nicht in erster Linie sozialer Verhältnisse, aber mentaler Befindlichkeiten einer Gruppe oder einer Gesellschaft. Es versteht sich, daß mit dieser Verschiebung des Interesses an Literatur auch der Kanon und die Kanonfrage nachhaltig tangiert werden, da durch sie der Textbegriff erweitert wird (bis hin zur – metaphorischen – Extremformulierung 'Kultur als Text') und die Hierarchisierung der Texte neuen, anderen als ästhetischen, eben kulturwissenschaftlichen Fragestellungen gehorcht. – Die Antworten auf Barners Frage sind so unterschiedlich wie nur denkbar ausgefallen. Sie reichen von einer Position, die fordert, die angestammten Gegenstandsbereiche bis in Grenz- und -Überschneidungszonen anderer Fächer hinein auszudehnen, um "anschlußfähige Gelenkstellen zu entdecken"<sup>28</sup> oder die Germanistik endlich zu einer transdisziplinären

<sup>27</sup> Wilfried Barner, Kommt der Literaturwissenschaft ihr Gegenstand abhanden?, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 41 (1997), S. 1-8, spez. S. 1.

<sup>28</sup> Doris Bachmann-Medick, *Weltsprache der Literatur*, in: ebd. 42 (1998), S. 463-469, Zitat S. 467.

Medienkulturwissenschaft<sup>29</sup> zu reformieren, bis zur Gegenposition, die auf einen emphatischen Textbegriff und auf eine nicht weniger emphatische Vorstellung vom Tun des Philologen gegründet ist.<sup>30</sup> Parallel zur Diskussion im *Jahrbuch der Schillergesellschaft* hat eine Auseinandersetzung zwischen Walter Haug und Gerhart v. Graevenitz um eine historisch und systematisch reflektierte Selbstdefinition des Faches stattgefunden, die insofern für meinen Zusammenhang einschlägig ist, als sich an ihr einer der führenden Mediävisten beteiligt hat - und zwar auf einer Seite, auf der man den Mediävisten nun vielleicht nicht gerade vermutet.

Haug's Beitrag mit dem Titel *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft?*<sup>31</sup> setzt mit einer dreifach dilemmatischen Beschreibung des Faches ein, eines Faches, dessen Vertreter offenkundig mit sich selbst und ihrem traditionellen Gegenstandsbereich uneins sind.

Das erste Dilemma:

Wir sind ein historisches Fach, unser Geschäft heißt Literaturgeschichte. Aber unser besonderes Interesse gilt dem einzelnen und vor allem dem hervorragenden Werk. Hier findet die literaturwissenschaftliche Interpretationskunst ihren würdigsten Gegenstand. Aber je mehr dabei seine Einmaligkeit und Besonderheit zur Erscheinung gebracht wird, um so weniger läßt es [das Werk] sich geschichtlich verrechnen (S. 69).

Das zweite Dilemma: Literatur als System steht in Relation zu anderen Systemen. Aber wie? Ist es systemtheoretisch zu verrechnen? "Oder ist das literarische System gerade dadurch ausgezeichnet, daß es sich einer solchen Integration verweigert oder verweigern kann? Also Funktion oder Autonomie, und wenn Autonomie: was ist dann seine Funktion?" (S. 70) Das dritte Dilemma ist das hermeneutische: Gerade in der Mediävistik werde ja die Auseinandersetzung um das 'Moderne', also das partiell doch verstehbare andere, oder das 'Fremde', das sich dem Versuch, es sich anzueignen, weitgehend widersetzende andere, besonders intensiv geführt. Damit verbunden sei häufig die Frage, ob der Verstehensprozeß nicht eine abendländisch-subtile Form der kolonialistischen Aneignung des Fremden, eben auch des Fremden in der Geschichte unserer Literatur, darstelle. Aus diesen drei Dilemmata resultiere die andauernde Ausweichbewegung des Faches in 'als'-Formationen (als Sozialgeschichte, als Mentalitätsgeschichte, als Genderforschung). Aber, so Haug, wer diese Dilemmata umgehen will, "gibt das preis, was den Sinn von Literatur und der Beschäftigung mit ihr

<sup>29</sup> Jörg Schönert, Warum Literaturwissenschaft heute nicht nur Literatur-Wissenschaft sein soll, in: ebd., S. 491-494.

<sup>30</sup> Heinz Schlaffer, Unwissenschaftliche Bedingungen der Literaturwissenschaft, in: ebd., S. 486-490.

<sup>31</sup> DVjs 73 (1999), S. 68-93.

ausmacht" (S. 72). Aus dem dann Folgenden hebe ich nur zwei Gesichtspunkte heraus: Zum einen den Vorwurf Haugs an jede kulturwissenschaftlich ausgerichtete Interpretation, daß sie allegorisch arbeite und damit den Text auf den jeder kulturwissenschaftlichen Fragestellung zugrunde liegenden Deutungshorizont hin manipulierte. Sie benutzt den Text oder auch nur Teile des Textes als Anschauungsmaterial für die übergeordnete These. Ein in Haugs Augen problematisches, signifikantes Beispiel stellt der Umgang mit Literatur in Norbert Elias' *Prozeß der Zivilisation* dar. Haug: "Kritische Verweigerung gegenüber allem allegorischen Interpretieren ist für den Literaturwissenschaftler erstes Gebot, denn die Allegorese ist die crudeste Form der Usurpation des Fremden" (S. 76f.). Also: Literaturwissenschaft und Kulturwissenschaft unterscheiden sich kategorial im Umgang mit Literatur.

Wichtig zum ändern ist Haugs kritische Auseinandersetzung mit der ethnologisch-anthropologischen Literaturwissenschaft, die ja fasziniert in Clifford Geertz' Beschreibung des balinesischen Hahnenkampfes Funktionspotentiale der Literatur wiederzuerkennen meint:

Der Hahnenkampf (so Geertz) hat eine Funktion, die der von *König Lear* und von *Schuld und Sühne* bei Leuten mit anderem Temperament und anderen Konventionen zu vergleichen ist; er greift deren Themen - Tod, Männlichkeit, Wut, Stolz, Verlust, Gnade und Glück - auf, ordnet sie zu einer umfassenden Struktur und stellt sie in einer Weise dar, die ein bestimmtes Bild von ihrem eigentlichen Wesen hervortreten läßt. Der Hahnenkampf ist eine Ausdrucksform. Seine Funktion ist nicht, soziale Leidenschaften zu zähmen, noch sie zu schüren, sondern sie mit Hilfe von Federn, Blut, Menschenansammlungen und Geld darzustellen (Zitat S. 81).

Die Übertragung dieser ethnologischen Beschreibungsmuster in die Textwissenschaften mußte mit einer gewissen Zwangsläufigkeit zum Bild der Welt als Text führen. Im New Historicism Greenblatt'scher Prägung ist Kultur das Gewebe von Texten jeder Art. "Festschilderungen, Kleiderordnungen, Berichte über Krankheiten, Wahnsinns- und Todesfälle, Träume, Tagebücher, Sexualtraktate usw." (S. 83) bilden zusammen mit Shakespeares Dramen die Textwelt.

Diese beiden Punkte - die Ablehnung des allegorischen Zugriffs auf Texte und die Beobachtung einer Egalisierung aller Textsorten im ethnologisch-anthropologischen Deutungsansatz -, diese beiden Punkte bündelt Haug in dem Vorwurf, daß die kulturwissenschaftliche Literaturwissenschaft eines übersehe: den "Sonderstatus der Literatur. Die Literatur kann etwas, was der balinesische Hahnenkampf und mit ihm alle übrigen Manifestationen dieser Ebene nicht können, nämlich sich explizit selbst reflektieren" (S. 86). In der Reflexion über sich selbst und des in ihr aufgenommenen Problems wächst der Literatur eine Dimension zu, die sie

von anderen Kulturphänomenen kategorial unterscheide.

Haug's Beitrag hat einen energischen, ja leidenschaftlichen Widerspruch durch Gerhart v. Graevenitz erfahren.<sup>32</sup> Graevenitz möchte zeigen, daß die drei Haugschen Dilemmata, gegründet auf Begriffen des 19. Jahrhunderts wie Individualität und Autonomie des Werkes, sich nur durch eine obsoleete Verbindung von Elementen "einer historisch-hermeneutischen Philologie" mit "Elementen der idealistischen Ästhetik" (S. 103) ergeben. Die Kategorie der Selbstreflexion gehe aus eurozentrischer Selbstüberhebung hervor (warum soll der balinesische Hahnenkampf nicht selbstreflexiv sein?), und v. a. verwechsle Haug die Symptome mit den Ursachen:

Denn so lästig der gedankenlose Gebrauch des "Kultur"-Fetisches sein mag, als Symptom verweist auch er auf ein grundsätzliches Problem, das die Verhältnisbestimmung von Literatur- und Kulturwissenschaft nicht zu einer lästigen, sondern zu einer notwendigen Aufgabe macht. Walter Haug's auf die *Innensicht* ihrer Autarkie zurückverwiesene Literaturwissenschaft scheint nicht bemerken zu wollen, daß die Diskussion um die Kulturwissenschaften Artikulation einer allgemeinen Strukturveränderung der Wissenschaften ist (S. 95).

Etwas vereinfachend zusammengefaßt läuft v. Graevenitz' Argumentation auf folgende Position hinaus: Die Literaturwissenschaft kann nur dann überleben, wenn sie in kulturwissenschaftlicher Wendung Anschluß an die anderen, sich ebenfalls kulturwissenschaftlich neu orientierenden Wissenschaften findet. - Ich füge nur noch rasch an, daß Haug eine kurze Erwiderung auf die lange Erwiderung von v. Graevenitz verfaßt hat<sup>33</sup>, in der er sich ganz zu Recht darüber wundert, wie ein Neugermanist meinen könne, ein Altgermanist wolle Autarkie- und Autonomievorstellungen verflossener Epochen repristinieren, und vollkommen verkennen könne, daß es ihm, Haug, doch vor allem darum gegangen sei, die Eigenart des Subsystems 'Literatur' herauszustellen: "jedes Subsystem orientiert sich an seiner Grenze zum Andern, die zugleich auf das Eigene zurückweist, so daß es in der Grenzerfahrung zur Selbstdefinition findet" (S. 117).

So weit die momentane Diskussion. Ich will abschließend versuchen, ein Fazit zu ziehen.

Zunächst einmal ist festzuhalten, daß die Altgermanistik auf Dauer aus fachhistorischen Gründen mit einem zweifachen Literaturbegriff leben muß und kann (jedenfalls tut sie dies ja seit ihren Anfängen!): mit einem engeren Literaturbegriff und einem erweiterten Literaturbegriff.<sup>34</sup> Und dies nicht

<sup>32</sup> Literaturwissenschaft und Kulturwissenschaften, in: ebd., S. 94-115.

<sup>33</sup> Erwiderung auf die Erwiderung, in: ebd., S. 116-121.

<sup>34</sup> Eine vergleichbare Position bei Klaus Grubmüller: Wie kann die Mediävistik ihren Gegenstand verlieren?, in: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 43 (1999), S. 466-469.

allein aus dem pragmatischen Grund heraus, daß sich sonst niemand um die nichtfiktionale, volkssprachliche Literatur kümmert oder weil die Grenze zwischen beiden Bereichen kaum trennscharf zu ziehen ist oder gar aus dem profanen Grund heraus, daß sich Drittmittelprojekte leichter auf Fragestellungen und Aufgaben aus dem Bereich der Sachliteratur gründen lassen. Sondern sie hat sich um die Aufarbeitung der Sachliteratur auch deshalb zu bemühen, weil die Eigenart fiktionaler Literatur nur vor dem Hintergrund der gesamten volkssprachlichen Schriftlichkeit und in produktiver Auseinandersetzung mit ihr erkennbar wird. Wie organisiert und funktionalisiert Wolfram sein medizinisches oder astronomisches Wissen? Welche zeitgenössischen theologischen Vorstellungen verarbeitet Hartmann? Welches juristische Wissen bildet den Hintergrund Strickerscher Mären?<sup>35</sup> Stellt man solche Fragen, heißt das aber zugleich, daß die editorische oder literaturgeschichtliche Beschäftigung mit pragmatischer Schriftlichkeit eine dienende, nachgeordnete Funktion hat. So wichtig all die juristischen, erbaulich-unterweisenden oder naturkundlichen Schriften für unsere Kenntnis mittelalterlich-volkssprachlicher Wissensbestände sind und so sehr wir damit kulturgeschichtlichen Fragen anderer Disziplinen vorarbeiten, so wenig kann dieses Schrifttum im Zentrum eines Faches stehen, dessen disziplinäres Selbstverständnis auf *die* Literatur ausgerichtet sein muß, die sich ihres Status als eines eigenen, nicht verrechenbaren und nicht ersetzbaren Mediums bewußt ist. Und dies ist die Literatur im engeren Sinne.

Bekanntlich vermehrt sich momentan die Menge der Versuche, Kulturwissenschaft zu definieren, auf geradezu inflationäre Weise. Sehr häufig nehmen diese Versuche ihren Ausgangspunkt in den verschiedenen Formen des Erinnerns und seinen Funktionen:

Die Kulturwissenschaften fördern [...] zutage, was [...] in den kulturgeschichtlichen Fakten an Erinnerung aufbewahrt ist und verborgen sein muß. Indem sie das Vergangene erschließen, öffnen sie das Tor zur Gegenwart [...]. Kultur ist Handeln aus Memoria.<sup>36</sup>

Wenn man aus solchen und vergleichbaren Bemühungen, Kulturwissenschaft disziplinär zu begründen, schließt, die germanistische Mediävistik sei gewissermaßen *per se* Kulturwissenschaft, weil jeder Text zur kollektiven

<sup>35</sup> Gelegentlich wird die Forderung nach einer kulturwissenschaftlichen Neuorientierung der Germanistik aus der banalen Einsicht heraus begründet, daß sich literarische Zeugnisse nur in ihrem kulturellen Zusammenhang verstehen lassen. Dieser Auffassung hätte vermutlich auch Lachmann nicht widersprochen, vielleicht sogar überhaupt kein ernstzunehmender Philologe seit der Spätantike.

<sup>36</sup> Gotthart Wunberg, Zum aktuellen Stand der Kulturwissenschaften, zitiert nach: Alfred Ebenbauer, Altgermanistik und/als Kulturwissenschaft. Eine Vortragsskizze, in: Germanistik im Spannungsfeld zwischen Philologie und Kulturwissenschaft [...], hg. von Wendelin Schmidt-Dengler und Anton Schwob, Wien 1999 (Stimulus 3), S. 3-17; S. 8 und 16.

Memoria beitrage, und die *Hammelburger Marktbeschreibung*, mittelalterliche Kochbücher und Wolframs *Parzival* seien daher mit Blick auf eine kulturwissenschaftliche Umformulierung des Faches in gleicher Weise ein legitimer Gegenstand der Beschäftigung, gibt sich das Fach als ein literaturwissenschaftliches auf. Dann ist es in der Tat nur konsequent, sich, wie dies ein Kollege gerade getan hat, als 'kulturwissenschaftlicher Mittelalterforscher' zu beschreiben.<sup>37</sup> Wollte man aber das Fach als ein literaturwissenschaftliches erhalten, hat es sich nach meinem Dafürhalten in erster Linie mit den Texten verstehend und erklärend, also philologisch, zu beschäftigen, die sich ihrer Besonderheit als fiktionale Texte bewußt sind. Mit Blick auf die Möglichkeiten einer Gesellschaft, sich über sich selbst zu verständigen, haben beschreibende oder pragmatische Texte eine kategorial andere Funktion, als sie in den Möglichkeiten fiktionaler Texte liegt. Das gilt auch für die deutsche Literatur des Mittelalters. Und es gilt auch dann, wenn man den Gesichtspunkt des Erinnerns in den Vordergrund rückt. Unabhängig von allen Interdependenzen zu dem, was man die Realität nennt, entsteht um 1200 und über Gattungsgrenzen hinweg in einer offenkundig sehr homogenen Kommunikationssituation ein literarischer Raum, in der eine Gesellschaft Bilder von sich selbst entwirft, Probleme aller Art formuliert und radikalisiert, Gefühl verbildlicht oder Phantasmen kreiert. Getragen wird diese Entwicklung von einer Gruppe von Autoren, die sich des Eingebundenseins in ihre Aufgabe bewußt ist und mit dieser spielt. Diese Autoren imaginieren - kulturell geprägte - Funktionspotentiale von Literatur für den einzelnen oder die Gesellschaft, die so weit reichen, daß Figuren ihr Leben nach dem anderer literarischer Figuren organisieren oder sie drohen wie beispielsweise Walther von der Vogelweide damit, daß das entworfene Bild höfischer Idealität dann verschwinden werde, wenn das fiktionale höfische Personal den impliziten Autor nicht ausreichend zu schätzen wisse. In der Literatur des 13. Jahrhunderts werden systematisch eigenzweckliche kommunikative Akte entwickelt, wenn Figuren wie Kalogrenant im *Iwein* erzählen um des Erzählens willen; es wird ein eigenstrukturierter Zeitentwurf entfaltet oder es werden die verschiedensten, teilweise absonderlichen Möglichkeiten des Erinnerns oder des menschlichen Kommunizierens entworfen, die ihrerseits wieder Handlung generieren können und insofern 'lebendiges' Erinnern repräsentieren. Der Literatur des 13. Jahrhunderts kommt insofern ein utopisches Potential zu, als sie 'Spielräume' imaginiert, menschliche Handlungsweisen erprobt und Erfahrungsmöglichkeiten erweitert.<sup>38</sup> Und dies alles tut sie in Texten, denen an der

<sup>37</sup> Ebenbauer (wie Anm. 36), S. 5.

<sup>38</sup> Vgl. auch Beate Kellner, *Kontinuität der Herrschaft. Zum mittelalterlichen Diskurs der Genealogie am Beispiel des 'Buches von Bern'*, in: Jan-Dirk Müller und Horst Wenzel



Stirn geschrieben steht, daß sie fiktionale Texte sind, weil sie auf diesen fiktionalen Status hin reflektieren können. Selbstredend leisten sie einen Beitrag zu dem Versuch einer Gesellschaft, sich auch durch Memoria als eine gewordene und deshalb besondere zu begreifen. Aber dieser Beitrag ist ein spezifischer und reflektierter.

Der Sonderstatus der Literatur im engeren Sinne oder eben der Texte des traditionellen Kanons ist gewissermaßen das Mitbringsel, mit dem die Mediävistik sich an der kulturwissenschaftlichen Love-Parade beteiligen kann. Sie hat in dieser Veranstaltung mit anderen Disziplinen nicht in erster Linie darüber zu berichten, wie es im 13. Jahrhundert tatsächlich war (also die von ihr verwaltete Sachliteratur einzubringen), sondern darüber, wie literarische Bilder des Hoch- und Spätmittelalters organisiert sind, welche Handlungs- und Empfindungsmöglichkeiten den literarischen Figuren dieser Epoche zukommen können, welche diskursiven Redeordnungen sie erproben, welche Formen der Memoria entwickelt werden. Die möglichen Antworten dürften allenfalls, aber dies dann doch, in vermittelter Form zu kulturwissenschaftlichen Fragen passen. Es wäre niemandem damit gedient, wenn die Literaturwissenschaft diese Vermittlungsleistung von sich wiese, jegliche fachliche Ausdifferenzierung ausblendete und ihr Wissen vom Sonderstatus des Subsystems 'Literatur' und ihre an diesem Wissen ausgerichteten Methoden aufgab.<sup>39</sup> Täte sie dies aber in der Überzeugung, daß Literatur mit anderen Kulturformen wie dem balinesischen Hahnenkampf verrechen- und vergleichbar sei, könnte sie keine vernünftige Antwort mehr auf die Frage geben, warum Literatur (im engeren Sinne) entsteht und gelesen wird. Wenn sie aber als eine Literaturwissenschaft an kulturwissenschaftlich-anthropologischen Debatten - sinnvollerweise - teilnimmt, dann ist ihr Thema die Faktizität der 'höfischen Kultur' als Faktizität ihrer literarischen Möglichkeiten oder pointierter: die kulturwissenschaftlich bedeutsame Realität der Fiktionalität.

---

(Hg.), Mittelalter. Neue Wege durch einen alten Kontinent, Stuttgart/Leipzig 1999, S. 43-62; Kellner insistiert darauf, daß Literatur im Kontext der anthropologischen Debatte nicht zum "Datenspeicher" verkürzt werden dürfe, sondern daß ihrer "vermittelten Wirklichkeitsreferenz" Rechnung getragen werden müsse: "Das bedeutet, Literatur als textuelle Welt zweiter Ordnung anzuerkennen, als Probehandeln, das je zeitgenössische anthropologische Phänomene nicht nur reproduziert, sondern im Wortsinne die Spielräume bereitstellt für die Auslotung neuer anthropologischer Konstruktionen oder auch umgekehrt für die Revitalisierung bereits obsolet gewordenen anthropologischen Wissens" (S. 44).

<sup>39</sup> Vgl. auch Jan-Dirk Müller, Überlegungen zu einer mediävistischen Kulturwissenschaft, in: Germanistik als Kulturwissenschaft (Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 46, 1999), S. 574-585, der ganz zu Recht auf die Existenz von zwei unterschiedlichen Begriffen von Kulturwissenschaft (Kulturwissenschaft als Orientierungspunkt einzelner Disziplinen und als Fach) und auf die nichtaufgebbare Fachdifferenzierung verweist. Abschließend plädiert er allerdings für eine "mediävistische Kulturwissenschaft" (S. 584).